

Transformationen

(Zu Gottfried Benns artistischem Protestantismus

Am 7. Juli 2006 jährte sich zum fünfzigsten Mal Gottfried Benns Todestag. Aus diesem Anlass sind vier neue Biographien über den Dichter erschienen, von Literaturwissenschaftlern, die biblisch erkennbar unkundig sind und in Sachen Religion freudianische Standards erfüllen, mehr nicht. Es sind: Gunnar Decker, Helmut Lethen, Wolfgang Emmrich und Joachim Dyck aus Bremen, von dem die mit Abstand beste Arbeit stammt. Meine Korrespondenz mit einem der Autoren hat die benannten Defizite bestätigt – sie wurden auch eingeräumt. Diese Autoren und die meisten Benn-Feuilletonisten dieses Jahres waren außerstande, Benns kryptotheologisches Genie zu erkennen, nämlich seine Transformationsleistung, kirchlich-religiöse Metaphern und Begriffe so verändert und erweitert zu haben, dass sie in der Sprachkunst neu verstanden werden und weiterleben konnten – bis auf einen (soweit mir bekannt geworden), den Literaturwissenschaftler und Lyriker Dirk von Petersdorff.

Anlässlich einer wissenschaftlichen Tagung im Deutschen Literaturarchiv (DLA) in Marbach am 6. Juli zum Thema „Benns Modernität“ hat von Petersdorff von einer Entdeckung in Benns Bibliothek berichtet, die in Marbach verwahrt wird. Er habe die einzige unter den Büchern auffindbare Bibel aufgeschlagen und dort eine Eintragung auf dem Deckblatt gefunden, zwei mit Tinte auf Griechisch geschriebene Worte, ein Zitat aus Lukas 24, 34. Die Worte lauten „ὄντως ἠγέρθη“. Von Petersdorff äußerte sich dahingehend, diese Eintragung könne und müsse einen weiteren Zweig in der Benn-Forschung eröffnen, nämlich den nach Benns werkimmanenter Theologie. Nur vereinzelt seien bisher Arbeiten zu diesem Gegenstand vorgelegt worden. Ein Teil des Publikums applaudierte heftig – man kannte sich aus – und die Literaturkoryphäen auf dem Podium blickten betreten.

Einige Tage später hatte ich selbst Benns Bibel in der Hand. Es ist eine 1946 in der Schweiz (!) gedruckte Lutherbibel mit blassrotem Leineneinband, wahrscheinlich dem Ehepaar Ilse Kaul und Gottfried Benn Ende 1946 anlässlich ihrer Trauung überreicht. Das ist ungeklärt. Die von dem Lyriker in früheren Jahren benutzten Bibeln sind wahrscheinlich beim Umzug Benns von Landsberg an der Warthe zurück nach Berlin Anfang 1945 mit anderen Büchern aus Benns Bibliothek verloren gegangen. Die Bibel

von 1946 enthält auf der Innenseite des Rückendeckels drei weitere Texthinweise, mit Bleistift geschrieben: Römer 1,14 und 1. Korinther 10,1 und 1. Korinther 14,22.

Ich möchte an einigen Beispielen aus Benns Werk die von mir schon immer gehegte Plausibilität der von Petersdorff'schen Vermutung andeuten. Es geht um eine religionsimmanente Vernünftigkeit und List, sich in bewegter (Säkularisierungs-)Zeit Schlupflöcher in freie Räume zu suchen und so unabhängig zu werden von ideologischer oder traditionalistischer Gefangenschaft. Der Sprachschöpfer Gottfried Benn hatte die Gabe, religiöser Metaphorik überraschend neue, die Vernünftigkeit der Religion unter Beweis stellende Formen und Ausdrucksmittel zur Verfügung zu stellen. Benn ist auch in Sachen „Religion“ Expressionist – Zerstörer und Architekt „mittels Gehirnprinzip“ in einem. Ein Bewahrer.

Eine Gedichtzeile lautet: „Leben ist Brückenschlagen über Ströme, die vergehn.“ Welche Brücken sind das und welche Sphären verbinden sie? Wenige Tage vor seinem Tod hat Benn seinem Vertrauten Friedrich W. Oelze in Bremen ein selbstgewisses Trostwort zugerufen: „Jene Stunde wird keine Schrecken haben, seien Sie beruhigt, wir werden nicht fallen, wir werden steigen.“ Das ist verwandelte, transformierte religiöse Metaphorik. Welche Nähe gibt es zwischen Benns neuer Metaphorik und den klassischen christlich-kirchlichen Vorstellungswelten? Ich höre den Satz an Oelze als subjektiv finales Klarwort Benns hinsichtlich seines Glaubens an ein Heimkehren zu Gott.

1955 beschließt der Dichter einen Vortrag in Bern mit der Konfession: „Ich war, der ich sein werde ... non confundar in aeternum: auch ich werde nicht in Ewigkeit verworfen werden.“ Das sagt der aus einer Reihe von Pfarrhäusern Stammende, den wenig verband mit Kanzeln und Kirchendächern. Gleichwohl schreibt er an Oelze: „An meinem Grab soll ruhig ein Pfarrer sprechen. Die Religion stand trotz ihrer Armseligkeit ... den Reichen immer noch am nächsten, zu denen es mich zog; und ihr Wort ‚Das Reich ist nicht von dieser Welt‘ will ich ihr nicht vergessen.“ An Benns Grab sprach dann 1956 kein Pfarrer.

Weich redet er von Christus: „...daß der Sanfte gesandt wurde...“ oder in einem Gedicht von außerordentlicher Sprachgewalt: „Am Steingeröll der großen Weltruine, /dem Ölberg, wo die tiefste Seele litt...“ Und sicher nicht zufällig beschließt Benn seine Gedichtsammlung von letzter Hand mit einem weiteren finalen Klarwort:

„Die vielen Dinge, die du tief versiegelt
durch deine Tage trägst mit dir allein,
die du auch im Gespräche nie entriegelt,
in keinen Brief und Blick sie ließest ein,

die schweigenden, die guten und die bösen,
die so erlittenen, darin du gehst,
die kannst du erst in jener Stunde lösen,
in der du stirbst und endend auferstehst.“

(„Epilog V“)

Diese Metaphorik schlägt Brücken zwischen tragischer Lebenserfahrung und jenseitigen Horizonten. Ich habe „Epilog V“ häufig anstelle eines Bibelwortes bei Bestattungen verwendet. Auch bezogen auf dieses Gedicht spricht Durs Grünbein, auffälligster deutscher Dichter der Gegenwart, vom „Rauschgift der Poesie“ Bennis. Seine Sprache fasziniert und besticht, kristallklar ist Bennis Seinsmetaphorik. In der Epoche nach dem Ikonoklasten Nietzsche schrieb Benn in einer auch metaphysisch zertrümmerten Zeit Texte im Bewusstsein „etsi deus non daretur.“ Jemand hat ihm nachgesagt, er sei „der letzte Nihilist, der über die Abwesenheit Gottes“ klage. Benn klagte in sprachmächtigen Bildern und benannte den geschichtlichen, religiösen und metaphysischen Schmerz und gleichzeitig den Durst einer katastrophischen Jahrhunderthälfte:

„... Fragmente, Seelenauswürfe ... die historischen Religionen von fünf Jahrhunderten zertrümmert, /die Wissenschaft: Risse im Parthenon ...“

Benn klagte laut – und hielt damit die Tür zur verhöhten Transzendenz zeitlebens offen. Und er klagte anrührend: „Ach, als sich alle einer Mitte neigten/ und auch die Denker nur den Gott gedacht, /sie sich den Hirten und dem Lamm verzweigten, / wenn aus dem Kelch das Blut sie rein gemacht ...“ Unüberhörbar ist der eucharistische Anklang, die Sehnsucht nach einem Rilke'schen Kosmos und Ganzheitsgefühl – hinreißend die Sprachgestalt. Dabei war Benn kein „christlicher“ Dichter wie Reinhold Schneider, Paul Claudel oder T. S. Eliot. Aber er stellte seinen Fuß beharrlich in jene Tür zur Transzendenz, nach der sich heute wieder Intellektuelle mit Format umzublicken trauen. In seinen Genen war Benn – trotz Nietzsche – Protestant geblieben. Er dachte nie daran, seiner lutherischen Kirche den Laufpass zu geben. Er kannte das Vibrieren von Nietzsches „Gott ist tot“-Wut, aber er verflucht das Christentum nicht, höhnt und lästert nicht. Allerdings bleibt er auf melancholische Weise skeptisch: „Ob die evangelische Kirche noch einmal die Macht gewinnt, das menschliche Sein, statt es zu verengen (...) zu einer großen geistigen Entfaltung zu bewegen, übersehe ich nicht. Ich sehe eigentlich mehr (...) dass nur die Kunst bestehen bleibt als die eigentliche Aufgabe des Lebens.“

Bennis „Artistenevangelium“ kündigt sich an: Transzendenzfähige Kunst statt kirchlich unschlüssiger Religion (und sozialistischer Erlösungsprogramme). Er sagte das in einem historischen Moment, als sich

Karl Barths gewaltige neuorthodoxe Theologie gegen den vermeintlichen Kulturprotestantismus in Stellung brachte: Offenbarungsglaube war angesagt, nicht „Glauben und Verstehen“. Nein, Benns Transzendenz ist nicht von der Art, die unter Kirchendächern gedeiht. Er hat die Kirchendächer gelüftet und zur Transformation religiöser Metaphern beigetragen, die er poetisch neu füllte. Denn er erinnerte sich: Das Religiöse durchdrang „meine Jugend ganz ausschließlich (...) So gewiß ich mich früh von den Problemen des Dogmas entfernte (...) so gewiß habe ich die Atmosphäre meines Vaterhauses bis heute nicht verloren: in dem Fanatismus zur Transzendenz, in der Unbeirrbarkeit, jeden Materialismus historischer oder psychologischer Art als unzulänglich für die Erfassung und Darstellung des Lebens abzulehnen. Aber ich sehe diese Transzendenz ins Artistische gewendet, als Philosophie, als Metaphysik der Kunst.“ Das ist Benns Artistenevangelium, seine pneumatische Glaubensgestalt. Sein Medium war das Wort. Er achtete dieses Wort, seine Magie, hielt es lebendig und liebte es wie jeder kluge Protestant: „Wir werden uns damit abfinden müssen, dass Worte eine latente Existenz besitzen, die auf entsprechend Eingestellte als Zauber wirkt und sie befähigt, diesen Zauber weiterzugeben.“ Kunst und Wort haben bei Benn eine erlösungs-offene Dimension. Seine Pfarrhausprägung haftete tief.

Eine politische wie kirchliche Restauration missverstand den Avantgardisten und zieht ihn des Nihilismus, übersah aber, dass für Benn „Nihilismus“ eine Voraussetzung kreativer Produktion war. Mit einem schönen, aber kalten Bild aus der Zoologie beschreibt er sein Handwerk: „Es gibt im Meer lebende Organismen (...) bedeckt mit Flimmerhaaren (...) die tasten etwas heran, nämlich Worte“, die zusammen rinnen zu einer stilistischen Figur, „zu einer Chiffre.“ So streift Benns „lyrisches Ich“ durch die Seinsfluten, fängt die Worte und ordnet sie zum Gedicht. Zu Beginn des Hitlerfaschismus versagten Benns Flimmerhaare für ein knappes Jahr vollkommen!

Else Lasker-Schüler, mit dem jungen Arzt 1912/13 innig liiert, hat früh bemerkt, dass ihr Geliebter „fromm im Nichtglauben“ sei und dass er „die Häuser der Gebete“ liebe. Sie hat ihn als „evangelischen Heiden“ gesehen, als „Christen mit Götzenhaupt“ – das sind zutreffende Beschreibungen für eine umfängliche Zahl von Protestanten.

Benns intellektueller wie poetischer Gegenzauber überbietet eine vermeintlich entzauberte Wirklichkeit durch Kunst – die Subjektivität seiner Flimmerhaare lässt gleichwohl Affirmationen zu und lädt dazu ein. Religion mache den Ausdruck weich, meinte Benn – aber weich sind seine Transformationen. Den Namen „Gott“ verwandelt er in „der Dunkle“ oder er sagt „Was Er uns auferlegt, ist ohnegleichen...“ oder „Im Namen dessen, der die Stunden spendet...“ oder unvergleichlich die zweite Strophe von „Aus Fernen, aus Reichen“:

„Doch sehe ich ein Zeichen:
Über das Schattenland
Aus Fernen, aus Reichen
Eine große, schöne Hand,
die wird mich nicht berühren,
das läßt der Raum nicht zu:
doch werde ich sie spüren,
und das bist du.“

Das ist mehr als eine „ferne Schöpfungsmacht“, die Dieter Wellershoff meinte feststellen zu können.

Die Stuttgarter Germanistin Regina Weber hat Benn in einer luziden Arbeit „Zwischen Christentum und Gnosis“ angesiedelt. Sie stellt den Unterschied zwischen dem Glauben an einen persönlichen Gott und dem gnostischen Bekenntnis zu einem überweltlichen Geist heraus – Benn konnte vom Leben als „niederem Wahn“ sprechen. Im Hinblick auf Benns mögliche Nähe zu Gnostizismen könnte man wieder sagen, dass seine poetische Artistik das traditionelle christliche Dogma samt dessen Derivaten überboten hat – unter Kirchendächern – und seien sie gnostisch – hatten seine Flimmerhaare zu wenig Raum, er bekam keine Luft, weshalb er die Dächer lüftete. Ich sehe Benn als prototypischen protestantischen Selbstdenker, der sich in gut lutherischer Tradition um eine unverwechselbar eigene Glaubensgestalt mühte. Das gelang ihm eindrucksvoll! Alfred Döblin sagt in diesem Zusammenhang von Benn: „Als Abtrünniger steht er noch mit seinem Glauben in Zusammenhang: hinter allem „Nein“ steht die Klage um das unmögliche „Ja“. Es kommt darauf an, auf eine neue Art „Ja“ zu sagen und Benn ist im Begriff, es zu tun.“ Benn beklagte an seiner Kirche die Erosion ihrer Inhalte, weniger die Erosion ihrer Mitglieder. Darum ist er gegenwärtig!

1955 hat sich Benn neben Reinhold Schneider im WDR in Köln zu der Zeitfrage geäußert „Soll die Dichtung das Leben bessern?“ Dort sagt er: „Die Dichtung bessert nicht, aber sie tut etwas viel Entscheidenderes: sie verändert... Sie bringt ins Strömen, wo etwas verhärtet und stumpf und müde war, in ein Strömen, das nicht zu verstehen ist, das aber an Wüste gewordene Ufer Keime streut, Keime des Glücks und Keime der Trauer – das Wesen der Dichtung ist Vollendung und Faszination.“ Das ist reine, aber transformierte religiöse Metaphorik! Und, kann man, was bei Aristoteles „Katharsis heißt“, vollendeter ausdrücken?

Das Jahr 1956 begrüßt Benn mit Worten, die einer bislang nie verfassten Kanzelrede gut zu Gesicht stünden: „Am Anfang war das Wort und nicht das Geschwätz, und am Ende wird nicht die Propaganda sein, sondern wieder das Wort. Das Wort, das bindet und schließt, das Wort der Genesis,

das die Feste abgesondert hat von den Nebeln und den Wassern, das Wort, das die Schöpfung trägt.“

Literaturwissenschaftler, weil religiös-kirchlicher Kultur weitgehend entwöhnt, haben den protestantischen Anklang Benns gern übersehen. Seit dem 6. Juli 2006 ist diesem Übel durch Dirk von Petersdorffs Entdeckung ein Ende gemacht. Ein genussreiches Forschungsfeld steht offen.

„Wenn je die Gottheit, tief und unerkenntlich,
in einem Wesen auferstand und sprach,
so sind es Verse, da unendlich
in ihnen sich die Qual der Herzen brach...“

(„Verse“)